

## Leben am Kap Südafrikas: »Hier habe ich viel mehr Gänsehaut als in Deutschland«

Südafrika bleibt beliebt als Urlaubsziel – und als Sehnsuchtsort für Auswanderer. Hier sagen ein Koch, ein Winzer und eine Reiseagentin, warum sie sich in das Land verliebt haben.

Von [Petra Wisniewski](#) • 17.08.2024

Ein Sommer, der im Oktober beginnt und im März noch nicht zu Ende ist. Ein Klima, so angenehm wie [Südfrankreich](#) oder an Kaliforniens Küste. Knapp zwölf Stunden Direktflug ohne Jetlag, denn es geht schnurstracks Richtung Süden. Das Essen top, alle Einheimischen sprechen Englisch.

Die Vorzüge Südafrikas und insbesondere der Region rund um [Kapstadt](#) haben sich herumgesprochen in der Alten Welt. Der internationale Flughafen der Stadt meldet Rekordzahlen bei den Ankünften. Mehr als 300.000 Deutsche besuchen jedes Jahr das südlichste Land Afrikas, Tendenz steigend. Jeder Zweite davon lässt seinem ersten Besuch mindestens einen weiteren folgen.



*Kapstadt: Etwa 150.000 Deutsche leben am Kap – viele sind hierher ausgewandert*

Doch was macht dieses Land – trotz Berichten über Kriminalität und Stromausfälle – derart attraktiv, dass mehr und mehr Deutsche in der Provinz Western Cape überwintern oder gar nach Kapstadt und Umgebung auswandern? Mehr als 100.000 Deutsche leben Schätzungen zufolge am Kap: Etliche von ihnen sind hier geboren oder wurden von ihren Unternehmen irgendwann nach [Südafrika](#) geschickt – und blieben. Andere sind nach dem Ende der Apartheid hierhergezogen: Aussteiger, Abenteurer, Pensionäre.

Warum die selbst ernannte Regenbogenation sich zum Sehnsuchtsort für viele Europäer entwickelt hat, dazu haben wir drei aus [Deutschland](#) Ausgewanderte befragt.

### 1. Der Koch: Freiheit statt Sterneküche

Was muss geschehen, damit ein Koch sein Restaurant in der Nähe von [Heidelberg](#) aufgibt, in dem seine Kunst am Herd ein Jahrzehnt lang mit einem Michelin-Stern ausgezeichnet wurde?

Er muss beteiligt sein an einem Weingut in Südafrika. Es muss dort ein Gebäude geben, das zu einem Restaurant ausgebaut werden kann. Und die Abenteuerlust muss größer sein als der Stolz auf den Stern.



*Jürgen und Susanne Schneider: Im Sommer in Berlin, ansonsten am Kap*

So erzählen es Jürgen und Susanne Schneider – er Koch, sie Restaurantmanagerin – und blicken dabei auf die türkis und blau schimmernde Walker Bay in der Ferne, eine Bucht zwischen den Orten Hermanus und Gansbaai, die bei Touristen vor allem fürs Whalewatching berühmt ist. Ihr Restaurant, Schneider's Cape Floral Kitchen, liegt am Hang inmitten eines Naturreservats.

Jürgen Schneider erinnert sich an ihren großen Aufbruch 2012, seine Frau Susanne war gerade 50 geworden, er bereits ein paar Jahre älter: »Wir wollten die letzten 10 bis 15 Jahre so arbeiten, wie wir es jetzt tun.« Auf die Sternegastronomie seien sie nie so versessen gewesen, ergänzt Susanne Schneider: »Ich habe es ein bisschen als Befreiungsschlag gesehen.«

Also eröffneten die beiden im August 2013 auf einem Weingut, zwei Autostunden von Kapstadt entfernt, ein Restaurant mit, wie Jürgen Schneider es nennt, »gehobener Küche«. Bis heute reichert er dazu klassische Gerichte mit lokalen Naturprodukten an, die er bei seinen Spaziergängen an der Küste und in den sanften Hügeln einsammelt, wie Bachkresse, Seesellerie oder Dünenspinat. So hat sich der Koch auch in der Walker Bay einen Namen gemacht, jedoch weniger bei den Südafrikanern: »Kulinarisch sind die nicht so weit, es gibt nur ein paar Prozent, die in ein gutes Restaurant gehen, die anderen allenfalls mal ins Steakhouse.«

Die Schneiders leben von Reisenden und Zugereisten, dabei zu 80 Prozent von Deutschen. Selbst als sie sich nach sieben Jahren mit einem der Mitbesitzer des Weinguts überwarfen und 2022 in der Nähe ein leer stehendes Lokal übernahmen, änderte sich ihre Klientel nicht. »Von Dezember bis März, wenn wir oft ausgebucht sind, kommen Deutsche und andere Europäer zu uns, die zwei Tage bis zwei Wochen hier Urlaub machen oder drei Monate bis ein halbes Jahr lang hier leben«, sagt Susanne Schneider.

Das Fernbleiben der Südafrikaner hat natürlich auch mit dem Preis zu tun. Für 900 Rand kocht Schneider im Cape Floral Kitchen ein Sechsgangmenü mit vier Amuse-Gueules, umgerechnet gut 45

Euro. »Für Südafrikaner ist das sehr viel Geld, in der Schweiz kostet allein ein Zürcher Geschnetztes so viel«, sagt der Koch, »die Europäer sind solche Summen also gewohnt.«

Im April sind manchmal nur sechs der maximal 30 Plätze besetzt. Und ab dem 15. Mai machen die Schneiders für drei Monate dicht, bis sie im August in die Saison der Walegucker wieder einsteigen.

»Die Menschen suchen eine Zuflucht – und hier ist sie bezahlbar.«

Jürgen Schneider, Koch

Susanne und Jürgen Schneider fliegen dann nach Deutschland, dieses Jahr verbrachten sie einige Wochen in [Berlin](#), wo sie früher gearbeitet haben. Sie genießen es, dass in der Hauptstadt das Leben pulsiert – ganz im Gegensatz zu Gansbaai, wo die Kriminalität zwar gegen null geht, aber nach 17 Uhr niemand mehr auf der Straße ist. Das fehle ihr am meisten, sagt Susanne Schneider: Abends im Straßencafé zu sitzen und Leute beim Bummeln zu beobachten. »Dieses Dolce Vita hole ich dann in Deutschland nach.« In die Zeit in Berlin, sagt Jürgen Schneider, packe er so viele Restaurant-, Theater- und Kinobesuche wie möglich: »Aber dann ist es auch gut, und wir sind wieder froh, in Gansbaai zu sein.«

Immer häufiger fragten Gäste, ob sie in Südafrika ein Haus kaufen sollen, erzählen die Schneiders. Mit Corona sei es losgegangen, und der Krieg in der Ukraine verstärkte den Trend. »Ich habe das Gefühl, dass die Menschen eine Zuflucht suchen – und hier ist sie bezahlbar«, sagt Jürgen Schneider.

Doch wird Südafrika auf lange Sicht ihr Traumort sein können? Der Koch ist skeptisch, sollte die Schere zwischen Arm und Reich weiter auseinandergehen. Er verweist auf die Aufstände in Johannesburg, bei denen Supermärkte geplündert wurden. »Wir leben im Western Cape wie auf einer Insel.« Seine Frau Susanne hingegen erinnert sich an Südafrikaner, die befürchteten, nach Mandelas Tod werde das Land in Bürgerkrieg und Chaos versinken.

Doch selbst jetzt, da der 30 Jahre lang allein regierende [ANC](#) bei den Wahlen [die absolute Mehrheit verloren hat](#), gehe es irgendwie weiter. »In Anbetracht der Konflikte im Nahen Osten und in der Ukraine sowie des Rechtsrucks in der EU kann ich nachvollziehen, warum so viele Europäer wie nie zuvor nach Gansbaai ziehen«, sagt Susanne Schneider.

## 2. Der Winzer: Eine Liebesgeschichte

Er ist gelernter Malermeister, hat eine Baufirma geführt, und nichts lag Paul Barth ferner, als seine Heimat, das Rheingau, zu verlassen und in ein Land zu ziehen, dessen Sprache er kaum beherrschte. Doch dann gab es die Hochzeit seiner am Kap aufgewachsenen Nichte, ein Fest in Franschhoek, und diese Südafrikanerin am selben Tisch.

Zwölf Jahre später sitzt der Deutsche auf der Restaurantterrasse seines Weinguts in Stellenbosch. Wohin man auch schaut, erblickt man eine grüne Komposition aus Anhöhen und Senken, aus Rebstockreihen und Wald. Barth ist zuvor von Tisch zu Tisch gegangen, hat jeden Gast begrüßt, mit Stammgästen ein bisschen länger geplaudert, in der Hand ein Weißweinglas mit wenig Chenin Blanc und viel Eis: »Alles andere wäre auf Dauer ungesund«, sagt der 62-Jährige.

Neben ihm sitzt Pia Watermeyer und trinkt einen Rotwein. Ohne sie gäbe es diese Terrasse und das Weingut nicht, und Paul, ihr Ehemann seit acht Jahren, würde wohl immer noch irgendwo zwischen Rudesheim und Wiesbaden mit Bauherren verhandeln.

Viele Menschen verlieben sich in das Land Südafrika. Paul Barth kennt es schon lange, weil seine Schwester vor 44 Jahren dorthin ausgewandert war und er sie oft besucht hatte. Es gefiel ihm immer gut, und doch, sagt er, wäre ihm nie in den Sinn gekommen, mit einer deutschen Partnerin ans Kap zu ziehen: »Hundertprozentig nicht.«





*Paul Barth: Weine cuvétieren statt Malerkolonnen zu inspizieren*

Zu Beginn seiner Beziehung mit Pia flog er häufig hin und her, neunmal in einem Jahr, so hat er nachgerechnet. Doch dann wurden die Intervalle länger, das Paar heiratete, Barths Tochter übernahm offiziell das Bauunternehmen im Rheingau. Das Problem war nur: Wenn Pia in ihrer eigenen Firma, einer Werbeagentur, arbeitete, langweilte sich Paul. »Ich wollte was zu tun haben.«

Als Sohn eines Winzers kannte sich Barth mit Reben und Weinherstellung aus. Also suchte er eine Anbaufläche, »um ein bisschen Rotwein zu machen«. Erst eine Rebsorte, dann zwei, Weißweine kamen dazu, ein Verkostungsraum, eine kleine Küche, ein kleines Restaurant, eine größere Küche, ein Chefkoch mit hohen Ansprüchen – »alles step by step und ohne Plan«, wie Barth betont.

Seit November 2017 hat das [Weingut »Kunjani«](#) (»Wie geht's« in der Sprache der Zulu) in der heutigen, stylish erbauten Form geöffnet. Für Barth markiert es den Beginn seiner persönlichen südafrikanischen Zeitrechnung. Seitdem ist Stellenbosch sein Lebensmittelpunkt, rumpelt er auf dem Traktor durch den Weinberg, bestimmt das Cuvétieren seiner Weine.

Sie habe ihn als typischen Deutschen kennengelernt, sagt Pia Watermeyer, ein bisschen pedantisch, immer verlässlich. Aber langsam entwickle er sich zum Südafrikaner: »Wenn er etwas anstreicht, hinterlässt er Tropfen auf dem Boden und wischt sie nicht mehr weg.«

Paul Barth dementiert nicht: »Klar sieht man alles nicht mehr so eng, wenn man hier lebt. In Deutschland wird alles immer sofort gemacht, hier nimmt man sich zwei Tage Zeit – und das ist auch gut.« Umso mehr hat ihn überrascht, wie genau der Bau des Guts Kunjani von den Behörden geprüft wurde, welche Gesetze es zu befolgen galt. »Wir haben einen Aufzug, eine Fluchttreppe, überall Feuerlöscher, Brandschutzmaßnahmen ohne Ende«, sagt Barth.

Als die Betondecke gegossen wurde, so hat es der Bauherr erlebt, kam der Statiker vorbei, um sich das Eisen anzuschauen. »Hier bricht kein Haus zusammen, wie man das in anderen Ländern erlebt – und hier wird auch nichts mit Bestechungsgeld geregelt.« Korruption, so Barth, finde vor allem in den hohen Regierungsämtern statt. Etwa unter Ministern, die von den Stromsperrern profitieren, weil dann mehr Diesel abgesetzt werde. »Die killen die Kuh, die sie melken wollen.«

Was das für die Zukunft des Landes bedeutet? Bei aller Assimilation: Den Gedanken, Südafrika jederzeit verlassen zu können, findet Paul Barth beruhigend. »Ich will nicht hoffen, dass es sich irgendwann entwickelt wie Zimbabwe. Aber dann würde ich mein Köfferchen packen und nach Deutschland zurückgehen. Und das Kunjani wäre eine teure Übung gewesen.«

### 3. Die Reiseagentin: »Das Licht, die Farben, die Wolken«



*Anke Rochau in De Waterkant: »Dieser Zauber lässt einen auch nach 20 Jahren nicht los«*

Anke Rochau trifft man in ihrer Reiseagentur im angesagten Kapstadter Stadtteil De Waterkant. In der Nachbarschaft locken Galerien, Cafés, Boutiquehotels, das Flair erinnert an [San Francisco](#) oder London. Von hier aus plant, organisiert, bucht sie Reisen und Aufenthalte im südlichen [Afrika](#), für Familien, Golfer, Safari-Liebhaber oder auch Firmen. Sie sagt, sie kenne in Afrika wohl rund 400 Safari-Lodges.

Doch wenn sie den *einen* Tipp geben soll, der Südafrika so besonders macht, dann sind es für sie die unbauten Strände, an denen man mit sich und der Natur allein sein kann. »Wilderness ist so ein Ort, da gibt es nur Strand, Dünen, Weite und den Indischen Ozean«, sagt die 57-jährige Norddeutsche, die seit 2003 in Südafrika lebt. Und wenn es näher an Kapstadt sein soll, empfiehlt sie Paternoster, ein Dorf am Atlantik, knapp zwei Autostunden nördlich der Metropole. Hier ist Anke Rochau regelmäßig: »Ich reite dort am Strand – herrlich.«

Ihre Leidenschaft für das Land ist älter als bei den meisten Deutschen am Kap. Nach der Ausbildung zog Anke Rochau 1988 für gut ein halbes Jahr zu Verwandten in die Hauptstadt Pretoria, jobbte dort im Lufthansa-Büro. Nach etlichen Südafrika-Urlauben in den Neunzigern reifte die Idee, als Reisebürokauffrau nicht nur Kunden ans Kap zu schicken, sondern selbst dort zu leben.

Die Chance kam mit dem 9/11-Terroranschlag und der folgenden Rezession in der Reisebranche. Bei der [TUI](#), ihrem damaligen Arbeitgeber, hieß es: Wer möchte seinen Job reduzieren oder abgeben?

Rochau, die für die Robinson Clubs Firmenveranstaltungen mit bis zu 2000 Teilnehmern managte, nahm ein siebenmonatiges Sabbatical. »Weil ich keine eigenen Kinder habe, wollte ich mich in einem Township engagieren.« In einem Projekt an Kapstadts Peripherie kümmerte sie sich um Halbwaisen, minderjährige Mütter, bedürftige Kinder.

Zurück in Hannover, sagt Rochau, habe sie alles auf sich wirken lassen und beschlossen: »Ich gehe ganz nach Südafrika.« Erst nahm sie das Angebot einer Agentur in Kapstadt an, die Incentive-Reisen organisierte. Vier Jahre später wagte sie den Sprung in die Selbstständigkeit.

Anke Rochau hat ihr Glück gefunden. Von Berufs wegen, sagt sie, habe sie viel von der Welt gesehen: »Es gibt viele schöne Ecken, aber Kapstadts Kombination von Natur, Metropole, Lifestyle und 300 Sonnentagen ist ziemlich einmalig.« Mountainbiken, Wandern, Kajak fahren und dabei von Pinguinen begleitet werden. »Hier habe ich viel mehr Gänsehaut als in Deutschland.« Wenn Rochau abends auf ihrem Heimweg über die Strandpromenade in Camps Bay fährt, während die Sonne im Meer versinkt, schwärmt sie: »Das Licht, die Farben, die Wolken, dieser Zauber lässt einen auch nach 20 Jahren nicht los.«

Was braucht es, ein »Capetonian« zu werden? Geduld sei eine Voraussetzung, sagt Rochau, die habe sie gelernt. »Es geht hier alles langsamer, und man braucht mehr Muße.« Ankommen heißt aber auch, die eigene, weiße, komfortable Blase zu verlassen. »Das war mein Wunsch, deshalb bin ich hierhergezogen.« Viel Zeit hat sie in den Township in unterschiedlichsten Projekten verbracht, auch reichlich Spendengelder und Kraft investiert. Den deutschen Brillenunternehmer Fielmann habe sie zum Beispiel dazu gebracht, 20.000 Brillengestelle für Kinder zu stiften.

Sie schaue anders auf die Welt, sagt Anke Rochau nach gut zwei Jahrzehnten am Kap.

»Hier wird man mit solcher Armut konfrontiert, dass ich jeden Morgen dankbar bin, wenn ich in einem sauberen Bett aufwachen darf, dazu eine warme Dusche habe und einen gefüllten Kühlschrank.« Es tue gut, dies manchmal zu reflektieren. »Südafrika hat mich dankbarer gemacht.«